

Hans-Ulrich Lüdemann

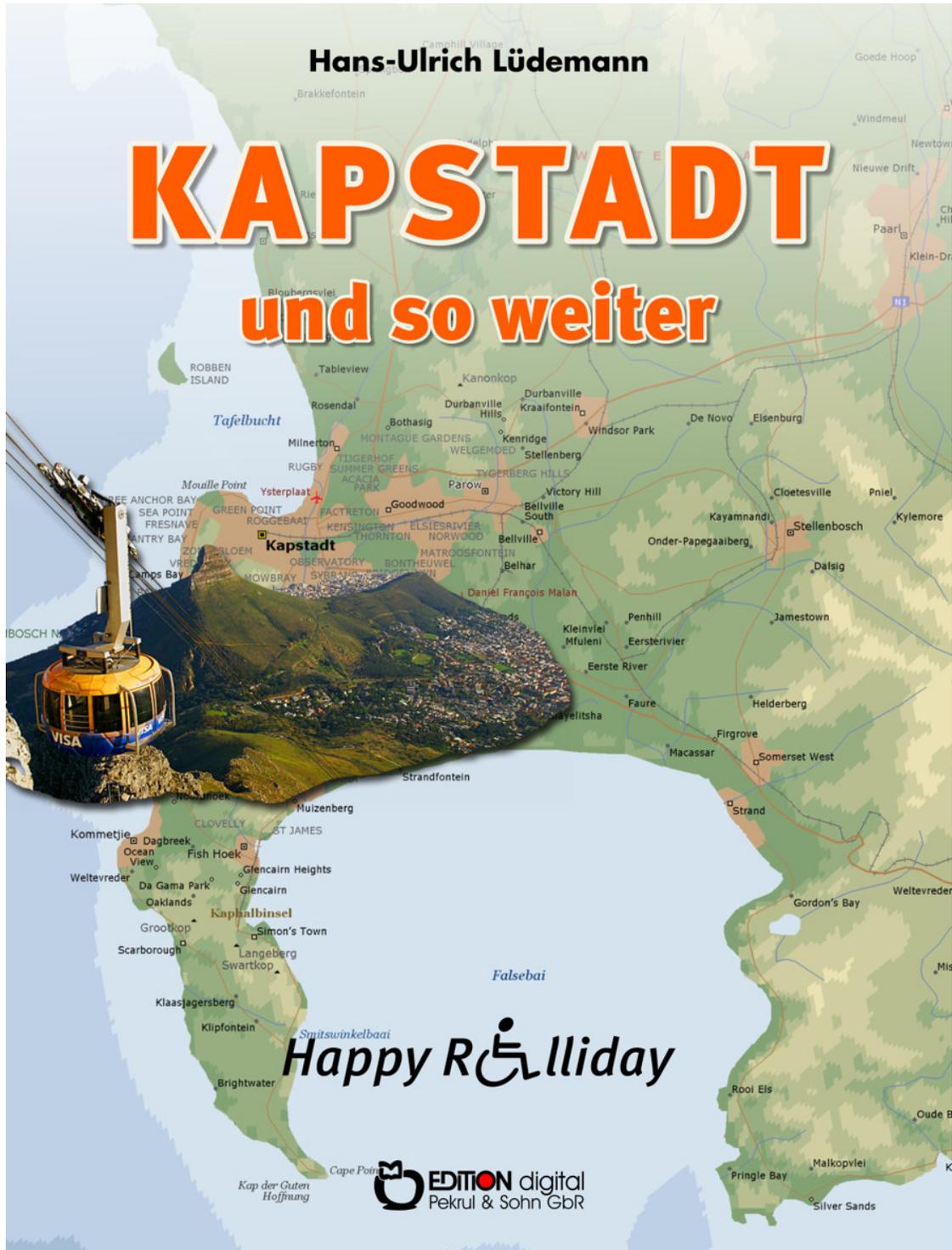
# KAPSTADT und so weiter



Happy Rlliday

Hans-Ulrich Lüdemann

# KAPSTADT und so weiter



Happy Rolliday

EDITION digital  
Pekrul & Sohn GbR

# Impressum

Hans-Ulrich Luedemann

**Kapstadt und so weiter**

**Happy Rolliday II**

ISBN 978-3-86394-886-3 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien erstmals 2004 im Verlag Ulmer  
Manuskripte, Blaubeuren bei Ulm.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2012 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: [verlag@edition-digital.com](mailto:verlag@edition-digital.com)

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

IN MEMORIAM GÜNTHER

Mein Dank gilt sowohl Vera und Horst van Biljon als auch  
Dörte und Jens. Ohne sie wäre meine Südafrikareise nicht  
möglich gewesen.

## Vorspann

Mein ältester Bruder Günther war 1958 nach Südafrika übergesiedelt. Drei Töchter und ein Sohn leben noch dort. Februar/März 2001 war ich mit Frau und Sohn bei einer Nichte in Somerset West zu Besuch, deren Mann seine Wurzeln bis auf den Kreuzfahrer Gottfried von Bouillon zurückführen kann. Meine Unternehmungen in der Kap-Region waren nicht von Reiseführern bestimmt; mich inspirierte eher Nelson Mandelas *Langer Weg zur Freiheit*. Der Besuch auf Robben Island war Ehrensache. Dennoch ist es acht Jahre nach Ende der Apartheid die kritische Sicht eines Außenstehenden, was sowohl Schwarzen als auch Weißen nicht immer gefallen mag.

Schon 1993 habe ich in San Francisco die Erfahrung gemacht, dass private Bindungen hinsichtlich Reise-Erfahrungen am meisten hergeben. 2003 erschien im selben Verlag zu Kalifornien *San Francisco and so on Happy Rolliday* das letzte Wort im Titel ist eine Eigenschöpfung, da ein Unfall mich seit 1977 lebenslang in den Rollstuhl zwingt. Dieser Fakt gibt ein weiteres Motiv zum Schreiben - ich möchte anderen in ähnlicher Situation Mut machen, sich trotz starker Behinderung die Welt anzusehen.

# MEHR ALS WEISHEIT ALLER WEISEN GALT MIR REISEN, REISEN, REISEN.

Theodor Fontane

Manche Leute glauben ja, dass *Fischkopp!* ein vortreffliches Schimpfwort ist, weil mit Seewasser Getaufte angeblich nicht gerade die Hellsten sind. Im Grips und überhaupt. Dabei wissen sie gar nichts vom geheimen Adel dieser norddeutschen Minderheit. Also: Fischköpfe sind höchstens 5 km weit von der Küste geboren. Warum ausgerechnet fünf – mein Geburtsort liegt etwa 5.000 m vom Greifswalder Bodden entfernt. Und ich bin mit Herz und Verstand ein Fischkopp. Lieber ein Fischkopp als ein Holtkopp (niederdt. für Holzkopf) oder ein Piepenkopp (niederdt. für Pfeifenkopf), sage ich immer. Und - einmal Fischkopp - immer Fischkopp. Egal, wo auf der Welt ich mich befinde. Auch Theodor Fontane hätte nirgendwo und um keinen Preis den Neuruppiner verleugnet ...

Das mal vorab zum Thema Weisheit der Weisen oder Reisen. Für manche Zeitgenossen steht Unterwegssein verdammt hoch im Kurs, sodass sie sich zu diesem Zwecke sogar bei einer Bank oder bei Verwandten verschulden. Worte wie *einmal sehen und sterben* kommen ihnen als Motiv dafür gerade recht. Abstand von so was, kann ich da nur zu sagen. Leicht abgewandelt: *Kommt Zeit, kommt Fahrt*. Oder: *Auch was (sich) lange wehrt, das wird gut*. Und es mag so um Frühjahr 1968 gewesen sein, da klingelte in meiner fußkalten Berliner Ladenwohnung gegen sieben Uhr dreißig das Telefon. Eine freundliche Frauenstimme von der Reisebüro-Zentrale am Alexanderplatz fragte, ob es bei einer Buchung Berlin-Johannisburg bliebe. Falls ja, dann sei der Flug in den folgenden drei Werktagen zu bezahlen. Für Privatpersonen wären das 3.600 Deutsche Mark, aber falls ich im Auftrage einer Partei oder einer gesellschaftlichen

Organisation reise, koste ein Ticket nur 2.800 Deutsche Mark. Etwas hilflos erkundigte ich mich nach den Flugkosten in Mark der Notenbank der DDR. Die Antwort war ein beredtes Schweigen. Munter geworden, schob ich nach, dass ich mich bekanntlich wegen eines Devisenvergehens strafbar machte, falls ich privat diesen dreitägigen Flug über Prag, Moskau und Khartum in Westmark bezahlen würde. Und außerdem - meine diesbezüglichen Erkundigungen vor vierzehn Tagen im Reisebüro seien eher theoretischer Natur und beileibe keine verbindliche Buchung gewesen. Mittlerweile wusste ich nämlich, dass Günther Schmidt, Leiter vom Kinderbuchverlag Berlin, eine derartige Investition für unnötig erachtete. Dabei ging es nur um die Flugkosten - vor Ort wollte ich bei der Familie eines Bruders unterkommen, der seit 1958 in Südafrika lebte. Wobei Südafrika für mich damals kein Staat, sondern ein geografischer Begriff von unendlicher Weite war. Ja, mittlerweile war ich in Berlin gelandet, obwohl Fischköppen nachgesagt wird, dass sie bereits unruhig werden, wenn sie ihre Kirchturmspitze nicht mehr sehen. *Noch schitt de Mäkelbörger Büffel den Preussen in de Tüffel* (Tüffel niederdt. für Kartoffel) - dieses Sprichwort sagt alles über meine Haltung gegenüber Berlinern ...

Mein erster Versuch, mich mit der südafrikanischen Gesellschaft und vor allem mit *Black Pimpernel* zu beschäftigen, war also fehlgeschlagen. Nein, das ist keine schwarze Heilpflanze. *Black Pimpernel* hatte einst die Presse abschätzig den vom Apartheid-Regime gejagten Nelson Mandela genannt. In Anlehnung an *Scarlet Pimpernel*, Titelgestalt eines während der Französischen Revolution spielenden Abenteuerromans, verfasst von Baroness Emmuska Orzy (1865-1947). Dieser *Black Pimpernel* also besaß die Dreistigkeit eines Robin Hood, indem er fast regelmäßig die weiße Journaille über seine Taten informierte.

So verging kaum ein Tag, dass der Schwarze Nelson Mandela nicht auf ihren Titelseiten präsent war.

Bis zum zweiten Versuch, dem seit 1964 auf einer Gefängnisinsel vor Kapstadt einsitzenden Volkshelden, wegen seines Clans voller Respekt auch *Madiba* genannt, näher zu kommen, sollten etwa zehn weitere Jahre vergehen: Fred Rodrian, durch erfolgreiche Bücher auch als Autor ausgewiesen, hatte jetzt das Sagen im Kinderbuchverlag Berlin. Anders als seinem *drögen* Vorgänger erschien ihm ein Reportage-Band für Kinder über Südafrika vielversprechend und deshalb förderungswürdig. Da meldete sich das für mich zuständige Wehrkreiskommando und machte geltend, für den Erhalt des Weltfriedens sei meine Anwesenheit als Genosse Reservist im Pionier-Regiment Havelberg von entscheidender Bedeutung. Fred und ich trösteten uns mit dem Sprichwort *Aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben*, vergaßen leider einen dazu passenden weil gar nicht atheistischen Satz *Der Mensch denkt und Gott lenkt*. Kurzum: Bei einem Dienstunfall während meiner Wehrzeit erlitt ich 1977 eine hochgradige Querschnittlähmung – seitdem gehört der Rollstuhl zu meinem Leben wie Atmen, Essen und Schlafen.

So gesehen war jetzt mein Plan wohl für immer gescheitert, in das Land *Madibas* zu reisen und darüber für Kinder zu schreiben. Es mag 1980 gewesen sein - aus familiären und gesundheitlichen Gründen war ich von Berlin in meine vorpommersche Geburtsstadt Greifswald übergesiedelt – da geschah für DDR-Verhältnisse etwas Unerhörtes: Schwager Kurt arbeitete in einer Westberliner Vermittlungsstelle der Bundespost. Was uns DDR-Bürgern nur nach stundenlanger Warterei auf einem Postamt gelang – für ihn war es eine der leichtesten Übungen, manuell Telefonverbindungen zwischen Ost-West oder West-Ost herzustellen. Eines Tages klingelte also gegen Mittag unser Telefon. Ich freute mich

sehr, als ich Kurts Stimme erkannte. Irgendwie klang mein sonst in sich ruhender Schwager etwas nervös, als er mir eine große Überraschung ankündigte. Ich bräuchte nur dranzubleiben, alles Weitere würde sich finden. Das Superschwergewicht war noch ein waschechter Berliner - mit Herz *und* Schnauze. Heutzutage herrscht bei denen leider nur noch die Schnauze vor ...

Ich lauschte also erwartungsvoll in den Hörer hinein, vernahm das Stöpseln eines Steckers, danach das Geräusch einer laufenden Wählerscheibe und ein rhythmisches Klicken - die Frau am anderen Ende der Leitung meldete sich in einer mir fremden Sprache. Schwager Kurt verlangte eine Verbindung mit Mr. Lüdemann. Günther Lüdemann - das älteste von fünf Geschwistern. Ich fühlte meine Finger feucht werden.

„Lüdemann!“

Das klang kurz und herrisch. Ich sah im Geiste meinen Zwei-Zentner-Bruder vor mir, wie er am Schreibtisch stand und mit Kurt telefonierte. Schließlich verhiess ihm unser Schwager die eigentliche Überraschung. Jetzt war mein Part als kleiner Bruder gefragt. Zum Reden kam ich allerdings kaum, da Baas oder Mijnheer Günther Lüdemann keinen Vergleich mit dem Baptistenprediger William-Franklin *Billy* Graham, wegen seiner Sprechfertigkeit auch *Das Maschinengewehr Gottes* genannt, scheuen musste.

Am nächsten Vormittag wurde auch meinem älteren Bruder Horst dieses Wunder moderner Nachrichtentechnik zuteil. Ein telefonischer Brückenschlag zwischen dem kleinen verschlafenen Uni-Städtchen Greifswald an der Dänischen Wieck und dem Tausende Kilometer entfernt gelegenen Büro einer amerikanischen Minen-Gesellschaft in Namibia. Seit 1884 gab es hier die Deutsch-Südwesten und ich würde es wohl mit Horst van Biljon, dem Mann meiner Nichte Vera, für immer verderben, käme mir in den Sinn, ihn, der dort

geboren wurde, einen Namibier zu nennen. Obwohl die UNO und in ihrer Folge der Weltpostverein damals sein Geburtsland bereits offiziell als Namibia deklariert hatte. Die DDR war nicht ungeübt in solchen Spielchen, drohte sie doch einst der Bundespost, Postsendungen mit dem Kürzel SBZ (Sowjetische Besatzungszone) als *nicht zustellbar* auszusondern.

Der einzige *rechtmäßige* deutsche Staat nutzte also den Sachverhalt, um ganz im Sinne seines ideologischen Ziehkindes SWAPO jede Postsache mit dem Kürzel SWA (Süd-West-Afrika) oder gar der Landesbezeichnung Deutsch-Südwest-Afrika abzulehnen; Air Mails an meine Verwandten musste ich am Postschalter mit dem Empfängerland NAMIBIA kennzeichnen. Was wiederum zur Folge hatte, dass der Südwest-Postbote beim Zustellen meine Verwandten verdammt schief ansah.

Deutsch-Südwest oder Namibia war ein Politikum: 1915 eroberte der Nachbar Südafrikanische Union (SAU) die deutsche Kolonie, jene erhielt 1920 vom Völkerbund ein Mandat und ließ entgegen allen späteren UNO-Resolutionen nicht davon ab. 1966 wurde die Apartheid auch hier Gesetz. Seit dem 21. März 1990 ist Namibia wohl frei, wirtschaftlich aber seit eh und je, wie alle anderen Nachbarn der Republik Südafrika, auf Zuwendungen der RSA angewiesen.

Irgendein Bekannter hatte mir wegen der Familie meines Bruders in Namibia erzählt, er glaube in dem Film *Morenga* von Egon Günther den Namen Lüdemann gehört zu haben. Es sei der Name eines weißen Farmers gewesen. Warum nicht, dachte ich, es muss ja kein Spross aus unserer Sippe sein. An den Film vom Westfernsehen kam ich leider nicht heran; eine gleichnamige literarische Vorlage von Uwe Timm gab schließlich Auskunft. Die Lektüre war hinsichtlich Südafrika in jeder Beziehung deprimierend: Blut, Blut und nochmals Blut wegen der Kolonie Deutsch-Südwest. Und was den Namensvetter angeht - einen Lüdemann gibt es

tatsächlich im Buch: Er findet sich im Nachtrag auf den unwichtigsten letzten drei Seiten. Lüdemann heißt ein überzeugter Ballonfahrer im Allgäu. Immerhin – auch einer, der gern und ungewöhnlich reist ...

1985 starb mein Gönner Fred Rodrian. Dann folgte der Umbruch 1989/1990 in der DDR. Und im Nachhinein scheint mir, als seien alle meine Reisen seit 1993 nach Kalifornien, Kanada, Zypern oder Guernsey eine Art Test oder Training gewesen für den dritten Versuch, irgendwann doch Südafrika beziehungsweise dem Land am Kap der Guten Hoffnung einen Besuch abzustatten. Die Bedingungen waren noch nie so günstig gewesen: Abgesehen von den Renten in Westgeld - Vera van Biljon, die älteste Tochter meines Bruders Günther lebt in Somerset-West, einem noblen Ort etwa 50 Kilometer östlich von Kapstadt.

Die Fremde lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch, richtig sehen. Sie gibt uns auch das Maß für die Dinge ...

Manchmal denke ich, hätten die DDR-Oberen doch Theodor Fontanes Erkenntnis geteilt – vielleicht wäre aus der Zweiten Deutschen Republik mehr geworden als nur ein Beitrittsgebiet. Zugegeben – aus den Fünf-Neu-Ländern ist jetzt gut reisen in alle Welt. So schien alles in Papier und Tüten, als meine Frau, der jüngste Sohn und ich am 21. Februar 01 in Richtung München abflogen und hier pünktlich landeten. Unversehens riss der so sicher geknüpfte Faden: Alle anderen Passagiere verließen die Maschine, die Crew wechselte ebenfalls und ein Reinigungs-Team begann unüberhörbar zu arbeiten. Aber nirgendwo eine Spur vom *Malteser Hilfsdienst*, der mich und meine Begleitung laut Absprache zum Flugzeug nach Kapstadt bringen sollte. Dieser Service für behinderte Reisende entspricht internationalen Gepflogenheiten.

Mittlerweile schien die Zeit schneller als sonst zu vergehen. Während Doris nicht nachließ, die neue Crew zu nerven, den *Maltesern* per Funk über uns Bescheid zu geben, fragte ich mich tatsächlich, ob möglicherweise irgendein Fluch seit fast 33 Jahren auf meinem Reisewunsch lastete. Ich überlegte bereits, was ich als überzeugter Atheist *dem Allmächtigen* versprechen könnte für den Fall, dass wir pünktlich unsere Maschine erreichten – da kam plötzlich ein Spezialtransporter mit zwei drahtigen *Maltesern* und aller Glaube ans Überirdische erwies sich als überflüssig.

An einem heimlichen Ritus hielt ich allerdings fest: Beim Hineintragen in das Flugzeug murmelte ich wie gewohnt *Gott befohlen*, um mich nach erfolgter Landung mit dem unhörbaren Stoßseufzer *Gott sei Dank* zu verabschieden ...

Froh, dem fernen Kapstadt etwas näher gekommen zu sein, überging ich großzügig, dass unsere gebuchten Fensterplätze besetzt waren. Entgegen allen Vorurteilen erwiesen sich die Mittelplatzreihen auch für Männer mit langen Beinen als ausreichend bequem und zum Kathetern gut geeignet. Die meisten Mitreisenden blicken in der Regel diskret zur Seite; bei gewissen Typen erweisen sich Stielaugen und langer Hals mitunter als noch nicht ausreichend genug, um etwaige unsittliche Handlungen an Bord auszuspähen ...

Während Doris und Jens sich fortan in ihre Krimis vertieften, verfolgte ich gespannt unsere auf einem Farbmonitor dargestellte Route: Nachdem die Alpen, Mailand, das Mittelmeer und Tunesien überflogen waren, verlief die Strecke fortan von Nord nach Süd fast wie mit dem Lineal gezogen. Irgendwo würden wir, natürlich von uns Dreien unbemerkt, einer Richtung Norden fliegenden Maschine begegnen. Darin saß meine Schwägerin Gisela, die mehrere Monate bei ihren vier Kindern in Namibia und Südafrika zu Besuch war. Trotz aller Mühen – eine Verschiebung ihres Rückfluges war leider nicht möglich, da bereits alle

Fluggesellschaften zu einem späteren Termin ausgebucht waren. Untrügliches Zeichen dafür, dass Südafrika als Urlaubsziel immer beliebter wird. Ansonsten - es wäre schon etwas Besonderes gewesen, mit Veras Mutter in Somerset West statt in Hamburg einen erfrischenden Tee der heimischen Marke Roiboos zu trinken ...

Etwa gegen 18:15 passierten wir den Äquator zwischen Kinshasa und Lagos. Mit einer halben Stunde Verzug meldete der Herr Flugkapitän diesen Sachverhalt. Dass er bei seiner Durchsage kaum verständlich nuschelte, war nur ein weiterer unfreundlicher Akt. Ansonsten verging die Zeit zwischen Mahlzeiten, Gesprächen und erwartungsvollem Träumen relativ schnell. Ich las weder ein Buch noch in Zeitungen, geschweige denn sah ich mir im Bordkino einen in die Jahre gekommenen Film an. Dennoch fühlte ich mich erstaunlich frisch, als wir nach zwölf Stunden um Mitternacht auf dem International Airport Cape Town landeten. In München hatte Schneematsch gelegen - hier zeigte das Thermometer etwa 20 Grad über Null. Nach einer herzlichen Begrüßung - auch wenn es unwahrscheinlich klingen mag, ich erkannte auf Anhieb nach dreiundvierzig Jahren meine Nichte wieder - wurde unser Gepäck in einen VW-Bus verstaut. Kombi nennt man hierzulande ein solches Fahrzeug. Knapp dreißig Minuten später parkten wir vor Veras Ferienhäuschen in Strand, einem kleinen Ort an der False Bay. Drei Zimmer, Küche und Bad auf modernstem Stand. Garage angrenzend und ein kleiner Rasen hinterm Haus - unser Domizil für die nächsten zwei Wochen. Die Studien am Kap der Guten Hoffnung konnten also beginnen.

Eine erste Kalamität sah nicht nur mich ziemlich ratlos: Mein absolut notwendiges Sitzkissen für den Rollstuhl war verschwunden. Vera versprach, sich darum zu kümmern. Da es aufgrund der geografischen Lage Kapstadts zu Berlin keinen Jetlag gibt, saßen wir nach kurzem Nachtschlaf auf der von einer Mauer umgebenden Grünfläche hinterm Haus,

um ausgiebig zu frühstücken. Genauer gesagt: Wir waren dazu willens, aber ständige Sturmböen mit Spitzen um etwa acht Windstärken wirbelten alles durcheinander. Doris Cerealien flogen vom Teller, bevor die Milch alles zu einem zähflüssigen Brei aufgehen ließ. Wer sich vom Stuhl erhob, tat gut daran, seine Sitzschale aus Plast festzuhalten. Andernfalls war ein kurzer Sprint angesagt.

Jetzt begriffen wir, warum Seefahrer auch den Begriff *Kap der Winde* für diesen Landstrich geprägt hatten. Andererseits wären Tagestemperaturen um 27 Grad für uns wenig angenehm gewesen. Fortan zeigte sich der Himmel ab zehn Uhr morgens bis zur abrupt einbrechenden Dunkelheit wolkenlos und *computerblau*. Dieser Name für ein ganz spezielles Firmament kam mir spontan 1993 während unseres Aufenthaltes in Kalifornien über die Lippen – er entspricht in etwa dem Blau im weltbekannten Windows-System. Im Übrigen fassten sich die Einheimischen an den Kopf – bei *dem* schlechten Wetter würde es keinem Captonian einfallen, im Freien zu frühstücken! Ganz zu schweigen davon, hier ausführlich und in Ruhe unsere Touren für die nächsten Tage besprechen zu wollen.

Als wir uns einig waren, lehnte ich mich im Rollstuhl zurück und wandte das Gesicht der Sonne zu. Mich beschäftigte die Frage, ob ich irgendwann etwas über diese Reise zu veröffentlichen gedachte. Der Zeitpunkt *irgendwann* wollte nichts besagen; *HAPPY ROLLIDAY* über unsere Reise nach San Francisco war ja auch erst zwei Jahre später erschienen. Wenn ich an die fast kriminellen Umstände vor und nach der Veröffentlichung dachte, bekam ich trotz südafrikanischer Sonne eine Gänsehaut. Nein, so etwas musste ich mir nicht noch einmal antun.

Spätestens ab 1993 war der Name Jutta Vogel (Vor- und Nachname geändert, da durch Geldrückforderungen möglicherweise noch Gerichtsverfahren anhängig sind) und ihr JOTVAU Verlag plötzlich in aller Munde gewesen. Eine professionell arbeitende PR-

Agentur hätte diese Werbekampagne nicht effektvoller aufziehen können: Die umtriebige ostdeutsche Verlegerin Jutta Vogel stand in den Spalten der Tagespresse, die ehemalige Tierzüchterin bzw. LPG-Vorsitzende produzierte sich in Talkshows, die selbst ernannte Büchernärrin parlierte an den Mikrofonen der Rundfunkanstalten. Ihre üppige Erscheinung, gepaart mit einer gewissen schlagfertigen Schnoddrigkeit schien den Leuten zu gefallen. Letzteres nutzten böswillige Moderatoren mitunter auch, um die *Powerfrau des Ostens* vorzuführen. Ein Umstand, den sie in ihrer Unbedarftheit leider nicht oder höchst selten mitbekam.

Nichtsdestoweniger witterten etliche DDR-Autoren quasi Morgenluft, weil Jutta Vogel sich ganz bewusst als ostdeutsche Verlegerin darstellte. Unsere Verlage waren mittlerweile auf dem Büchermarkt eliminiert oder an einen ehemals westlichen Konkurrenten für die berühmterbüchertige symbolische Mark verscherbelt worden – plötzlich bot sich für uns Schriftsteller eine neue Chance. Da war jemand mit heimatlichem Stallgeruch, gezeugt aus den gleichen Lebenserfahrungen. So kam es, dass die Post mitunter an einem Tag zehn bis zwanzig mehr oder weniger umfangreiche Manuskripte im JOTVAU Verlag ablieferte: *Mit den besten Grüßen* und noch viel größeren Hoffnungen. Das alles war mit einer Dreifrauenfirma gar nicht zu realisieren. Einiges wurde gedruckt, darunter auch meine Bücher *HAPPY ROLLIDAY* und *ALFRED Jude DREYFUS Der nicht vollendete Justizmord*. Ich bot darüber hinaus gehend meine Hilfe an, weil eine Berufsanfängerin mit Enthusiasmus allein im Buchhandel keine Geschäfte machen kann.

Seltsame Dinge taten sich in der Folgezeit: Da rief mich eines Tages die Witwe des Schriftstellers Klaus Beuchler an. Ich möge diese Belästigung am Telefon vielmals entschuldigen; im JOTVAU Verlag habe man ihr gesagt, ich bräuchte für das Lektorat eines nachgelassenen

Manuskripts ihres Mannes viel Zeit und möchte nicht gestört werden. Nun aber seien zwei Jahre vergangen und sie hätte doch gern erfahren ... Was selten vorkommt – ich war sprachlos und stocksauer zugleich. Weder lag Klaus Beuchlers unveröffentlichte Arbeit bei mir zu Hause, noch hatte ich davon gehört! Als ich mich bei Jutta Vogel ob dieser Praktiken beschwerte, war jener Text angeblich auch noch verloren gegangen. Ich gab der Witwe schließlich den Tipp, über Jutta Vogels Rechtsbeistand Dr. Glücksmann darauf zu dringen, dass das Manuskript umgehend wieder herbeigeschafft wird. Was seltsamerweise auch relativ kurzfristig geschah.

Böse endeten dagegen die Kontakte zwischen der Autorin E. K. und dem JOTVAU Verlag. Hier ging es um einen gezahlten Druckkostenzuschuss in Höhe von 50.000 Mark. Statt einer Buchauflage sah die Verfasserin von *Heidrun Schwarzwasser* nur einige dürftig auf dem Computer erstellte Exemplare. Weitere dubiose Begleitumstände gipfelten nach langem Hin und Her in ein rechtskräftiges Versäumnisurteil auf Rückzahlung der vollen Summe. Was ja nicht bedeuten muss, dass bislang auch nur eine müde Mark geflossen ist. Ähnlich verfuhr Jutta Vogel mit einem renommierten Schweizer Mediziner. Beide lernten sich auf der Frankfurter Buchmesse kennen und Professor Moeschlin zahlte für die Herausgabe seiner Autobiografie vorab 35.000 Mark Druckkostenzuschuss. Auch in diesem Falle blieb jedwede Gegenleistung aus.

Mehr als eine Handvoll Namen liegen mir vor – Männer und Frauen hatten bis zu fünfstelligen Summen gezahlt, um ihr Manuskript drucken zu lassen. In jenen Tagen stellte Charlotte von Mahlsdorf im ORB-Fernsehen einige starke Frauen aus Ostdeutschland vor, die durch ihren unternehmerischen Geist auch Arbeitsplätze geschaffen hatten. Jutta Vogel konnte auf eine wegen des fortgeschrittenen Alters nur schwer zu vermittelnde